

SchweizerDeutsch als Literatursprache?

Autor(en): **Matt, Peter von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz**

Band (Jahr): **19 (2011)**

Heft 1

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Die Gesamtproduktion an Dialektlyrik in der Schweiz ist riesig, und diese Quantität steht in genau umgekehrtem Verhältnis zu ihrer durchschnittlichen Qualität. Man muss lange suchen, bis man auf Dinge stösst wie Arnold Küblers ›Räbehächler‹, diesen kaum verhüllten Totentanz am Vorabend des Weltkriegs. Aber hörbar werden sollte der Dialekt, und spürbar werden sollten seine – wie immer begrenzten – poetischen Möglichkeiten..»

Peter von Matt

Peter von Matt SchweizerDeutsch als Literatursprache?

In SCHWEIZERDEUTSCH 3/10 war von der Kontroverse die Rede, die ein Aufsatz von Peter von Matt zur ›Muttersprache Deutsch in zwei Gestalten‹ im Herbst 2010 ausgelöst hat. Mit dem vorliegenden Beitrag greifen wir eine Auseinandersetzung auf, die sich 2002 an einem Satz im Vorwort zur Anthologie *Die schönsten Gedichte der Schweiz* entzündet hat. Darin hat von Matt die poetischen Möglichkeiten des Dialekt als «wie immer begrenzt» eingestuft. In einem Vortrag am Peter Dalcher-Kolloquium 2001 in Freiburg hat er sein Urteil an verschiedenen Beispielen begründet. Zwei davon greifen wir hier heraus.

Es gibt ein Gedicht von Johann Peter Hebel, das fängt so an:

Das Gewitter

Der Vogel schwankt so tief und still

... ..

Wenn ich dem begegne, dieser Überschrift und diesem ersten Vers, bin ich berührt und fasziniert. Der Vers hat eine magische Qualität. Der vereinzelte Vogel erscheint als Bote, vielleicht auch schon als Opfer des vom Titel angekündigten Gewitters. Das Wort schwanken ist ungewohnt für ein fliegendes Lebewesen. Vögel schwanken zwar meistens irgendwie, aber das ist nicht jenes Schwanken, das wir bei einem aufrecht gehenden Menschen ansprechen. Bei diesem bedeutet es, dass der aufrechte Gang gefährdet ist. Wer schwankt, ist vom Sturz bedroht. Ein flie-

gender Vogel aber ist nicht vom Sturz bedroht. Dennoch kommt durch die Konnotationen des Wortes schwanken ein Signal der Gefahr in den Vers, und wir verbinden diese Gefahr mit dem angekündigten Gewitter. Dass der Vogel tief und still schwankt, ergibt einen Widerspruch, der den Vers mehrdeutig macht und also semantisch vertieft. Das Wort still hebt die angedeutete Gefahr wieder auf; der Vogel ist offenbar sehr ruhig und fühlt sich sicher, tief hingegen legt nahe, dass er nicht höher fliegen kann. Die Gefahr von oben meldet sich also doch wieder. In seiner dramatischen Einfachheit, seinem eigenwilligen Wortgebrauch, seiner paradoxen Verbindung von Ruhe und Gefahr kann dieser Vers neben den bezwingendsten Versen seiner Zeit bestehen. Stünde er im «Faust», fänden wir ihn bei Hölderlin, wir wären nicht überrascht und würden ihn bewundern wie andere herausragende Faust- und Hölderlin-Verse.

Sobald wir hingegen die ganze Strophe lesen, verändert sich die Zeile vor unsern Augen. Wir erkennen sie plötzlich als Dialekt, und das macht alles anders:

Das Gewitter

*Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.*

*Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blaue, und wie's wiederhallt.*

«Das höchste, was je in Mundart erreicht wurde, Hebels Gedicht «Die Vergänglichkeit», gehört für mich zu den Spitzenleistungen der Poesie überhaupt.»

Der Blick auf die zweite Zeile entdeckt auch den ersten Vers als Mundart, und die Magie, die von der schriftdeutschen Lesart ausging, erlischt. Der Vers wird integriert in den dialektalen Duktus. Damit verflüchtigt sich der zunächst erlebte Bezug zum poetischen Reden der Epoche. Es ist, als ob ein grosser Hallraum verschwinden würde. Unsere Aufmerksamkeit auf Anklänge und Echowirkungen aus der literarischen Tradition ist weg. Wir sehen einen hübschen Auftakt zu einer stimmungsvollen Strophe, mehr nicht. Ich bin mir bewusst, dass ich hier eine Rezeptionserfahrung formuliere, bei der ich mich nur auf mich selber berufen kann. Es ist mir so ergangen, und ich kann das Erlebnis für mich jederzeit reaktivieren. Wie immer es aber mit der Rezeptionserfahrung anderer Leser stehen mag, dass sich ein Kippeffekt ergibt, sobald man die erste Zeile als Mundart erkennt, ist ein Faktum. [...] Es geht offensichtlich etwas verloren im Sprung aus der standardsprachlichen Lektüre in die mundartliche, und was verloren geht, ist genau das, was der Mundartliteratur generell fehlt. Sie weist ein fundamentales Defizit auf, und darum ist der Dialekt keine Literatursprache und wird nie eine sein.²

Das soll die Verdienste all jener, die schöne und bedeutende poetische Texte im Dialekt geschrieben haben, nicht mindern, und es soll diesen Texten auch nichts von ihrer Qualität absprechen. Das höchste, was je in Mundart erreicht wurde, Hebels Gedicht «Die Vergänglichkeit», gehört für mich zu den Spitzenleistungen der Poesie überhaupt. Dennoch bleibt die Mundart nicht mehr als eine begrenzte Möglichkeit zu literarischen Spielen und Versuchen auf dem Hintergrund der standardsprachlichen Literatur - eine Möglichkeit zu durchaus attraktiven, auch extravaganten oder koketten oder

bloss gutmütigen Abweichungen. Eine autonome Literatursprache ist sie nicht und wird sie nie sein. Was fehlt ihr denn?

Zwei Eigenheiten einer Literatursprache sind es, die von Matt der Mundart abspricht: den intertextuellen literarischen Bezug und bestimmte Stilarten der alten Rhetorik. Wir beschränken uns hier auf das erste Kriterium:

Der intertextuelle literarische Bezug meint die in der poetischen Rede anwesende Erinnerung an die literarische Tradition. Diese Erinnerung kann als intentionales Signal vom Autor gesetzt sein wie etwa in den Duineser Elegien die Anklänge an Hölderlin und an die Hexameter der elegischen Tradition. Sie kann aber auch nur vom Leser vernommen werden, je nach seinem Vorwissen und seiner Belesenheit. Es gibt da eine breite Zone zwischen klarem Zitat und blossem Anklang, zwischen unverstellter Reminiszenz und subtiler sprachlicher Färbung. [...] Man denke an den Anfang von Ingeborg Bachmanns Gedicht «An die Sonne»:

*Schöner als der beachtliche Mond und sein geadeltes Licht,
Schöner als die Sterne, die berühmten Orden der Nacht,
Viel schöner als der feurige Auftritt eines Kometen
Und zu weit Schönrem berufen als jedes andre Gestirn,
Weil dein und mein Leben jeden Tag an ihr hängt, ist die
Sonne.*

Was in diesen Zeilen passiert an Beschwörung lyrischer Klänge vom Barock bis zu Hölderlin, von den Psalmen bis zu Shakespeare, das ist in mundartlichen Zeilen schlechthin nicht möglich. Es gibt keine zusammenhängende Tradition der dialektalen Dichtung, die innerhalb ihrer selbst ein solches Spiel mit Echos und Reminiszenzen ermöglichen würde. Wenn das Mundartgedicht mit Anklängen operiert,

*«Das Bild, das ich dafür vor Jahren einmal gebraucht habe,
scheint mir immer noch gültig: Literarisch ist die Mundart
ein Instrument mit nur einer Saite»*

tut es das unweigerlich in Hinsicht auf die hochsprachliche literarische Überlieferung.



Es ist nun eine Tatsache, die sich empirisch ohne Schwierigkeiten beweisen lässt, dass alle Dialektliteratur, die etwas taugt, entschieden und ausschliesslich im kolloquialen Feld angesiedelt ist. Nur wenn sie so spricht, wie die Leute im Alltag sprechen, kann sie – auf ihrer einzigen Saite – zu verbindlicher Kunst werden.

Als Beispiel dafür führt von Matt zwei Gedichte von Eugen Gomringer an:

chumm	schwiizer
<i>chumm</i>	<i>luege</i>
<i>chumm chumm</i>	<i>aaluege</i>
<i>chumm nu</i>	<i>zueluege</i>
<i>chumm nume</i>	
<i>chumm ume</i>	<i>nöd rede</i>
<i>chumm numenume</i>	<i>sicher sii</i>
<i>chumm nu ume</i>	<i>nu luege</i>
<i>chasch cho</i>	<i>nüd znäch</i>
<i>chumm chasch cho</i>	<i>nu vu wiitem</i>
<i>chunsch</i>	<i>ruig bliibe</i>
<i>chumm gang</i>	<i>schwiizer sii</i>
<i>gang gang</i>	<i>schwizer bliibe</i>
<i>gang nu</i>	<i>nu luege</i>
<i>gang nume</i>	
<i>chumm nüme</i>	
<i>chumm nümenume</i>	
<i>haus</i>	

Der Text <chumm> ist faszinierend, weil er das Material nicht nach semantischen Gesichtspunkten organisiert, sondern als reine Klangkomposition, die dann plötzlich doch wieder eine Perspektive auf die Bedeutungsebene aufreißt. Es sind lauter Imperative. Sie evozieren eine je andere kolloquiale und kommunikative Situation, so dass das scheinbar spielerische Variieren den Leser gleichzeitig in einen Wirbel unterschiedlicher szenisch-zwischenmenschlicher Momente herein zieht. Der ästhetische Reiz besteht denn auch in diesem Changieren zwischen dem autonomen Klangspiel und den Gesprächs- und Streitfetzen aus dem alltäglichsten Alltag.

Das <schwiizer>-Gedicht gewinnt einen ähnlichen Flimmereffekt aus der doppelten Möglichkeit, die einzelnen Ausdrücke als Infinitive oder als Imperative zu lesen. Auch *nüd znäch* und *nu vu wiitem* sind je nachdem ein elliptischer Infinitiv oder ein elliptischer Imperativ. Als Imperative sind die Verse frappant kolloquial, als Infinitive bilden sie ein Genüge aus neutralem Wortmaterial. Dass wir sie, wie ich vermute, spontan als Imperative lesen ist ein Symptom dafür, wie selbstverständlich Dialektliteratur für unästhetisch organisierte Kolloquialität ist.

Aus: Gömmer MiGro? Veränderungen und Entwicklungen im heutigen SchweizerDeutschen. Freiburg 2003, Seiten 223–240.



SONETT

**an die Schweizer Mundartdichter,
die mich als
Feind der Mundartliteratur verschreien.
in Nidwaldner Mundart**

Von Peter von Matt

Uf fifzä Värslibrinzler chund ei Dichter,
Dä hed si stille, schaffd a fiine Sache
Und freit si dra und will kei Wäsig mache
We disi andere vierzä suire Gsichter.

Die lärmid ume, tiend we Oberrichter.
Wenn eine si nid riämd, de fands aa krache,
Blagierid luit und lang mid ihrne schwache
Gedichtili, die lyrische Chingilizichter.

Da hend er eppis z chätsche! Gänd nur zrug!
Liigid, verlimdid, fand nur wider aa!
Ier machid doch kei Elefant usere Mugg.

Wer eppis wärt isch, bruichd kei Grossi z haa.
Dä schaffed sträng fir siich und laad nid lugg,
Und pletzlich, luitlos, isch es Kunstwärch da!

MUNDART. Forum des Vereins Schweizerdeutsch 10 (2002) Nr. 4.

Die Hintergründe zu diesem Sonett reichen in die Vorbereitungszeit der Frankfurter Buchmesse 1998, an welche als Vertreter der schweizerdeutschen Literatur nur Kurt Marti und Ernst Burren eingeladen wurden. In einem Beitrag von Jürg Bleiker im gleichen Heft der Zeitschrift MUNDART wird geschildert, wie Peter von Matt völlig zu Unrecht verdächtigt wurde, er habe diese Auswahl getroffen. «Ich habe sofort alles klar gestellt, aber es nützte nichts [...] da ist mir der Kragen geplatzt und ich schrieb das Sonett.»

SONETT

**in der Baselbieter Mundart
als Replik zum Sonett von Peter von Matt in Nid-
waldner Mundart, erschienen im Mundart-Forum
vom Dezember 2002**

Von Lislott Pfaff

S Wort «Värslibrünzler» z bruuche, dunkt mii mys
und d Dichterwält mit Note z diirygiere.
Mit «Chüngelizüchter» d Lyrik zarrangschiere,
uf andere ummeztrampe, isch doch fys.

Statt luut am Radio schwätzt dr Dichter lys,
het kei Profässer, zum en z proteschiere.
Sy Name chaa nit mit eme «von» brilliere
bi so eim längt's au nit zum Hebel-Prys.

E sone Dichter het kei PR-Drummlle,
me gseht en nit bi de berühmte Gsichter.
Er darf nit inere Jury ummefummle ...

Erscht wenn er tot isch, wird sy Kunscht zum Richter:
Im Grab, do chaa kei Fäderfuxer schummlle,
im Grab wird mängen erscht zum grosse Dichter.

MUNDART. Forum des Vereins Schweizerdeutsch 11 (2003) Nr. 1.

Lislott Pfaff hat dieses Sonett als Antwort auf von Matts «formal zwar perfektes, aber inhaltlich doch etwas aggressives» Sonett geschrieben und bemerkt dazu: «Obwohl ich bisher mehr schriftdeutsche als Mundart-Lyrik geschrieben bzw. publiziert habe, empfinde ich die Mundart – d.h. meinen Baselbieter Dialekt – immer als bereichernd für die Schriftsprache, sowohl in der Prosa als auch in der Lyrik. Deshalb begreife ich nicht, dass Peter von Matt als gewiefter Literat behaupten kann, die poetischen Möglichkeiten der Mundarten seien begrenzt. Eine solche Begrenzung ist höchstens geografisch, nicht aber literarisch vorhanden. Die formale und inhaltliche Vielfalt der Dialektlyrik sprengt heute sämtliche Grenzen.»